



# Ethnographie und ihre Folgen für die Kulturgeographie: eine Kritik des Netzwerkkonzepts in Studien zu translokaler Mobilität

J. Verne

Department of Human Geography, Goethe University Frankfurt, Frankfurt, Germany

Correspondence to: J. Verne (verne@geo.uni-frankfurt.de)

**Zusammenfassung.** The aim of this article is to show the difference between an interpretative-hermeneutic ethnographic approach deeply embedded in the history of anthropology and ethnographic methods introduced as part of a social science repertoire. Taking the classical “network” as an example, it contrasts the way this concept is generally used in studies on translocal mobility with interpretations of ethnographic research. This not only opens up critical reflections on the role of “networks” when it comes to understanding translocality as a lived experience, but also illustrates what it actually means to follow an interpretative-hermeneutic approach in which ethnographic material is seen to serve as a way to ground, question and refine abstract concepts. The article thus argues that it is through ethnographies and their inherent openness towards the field that a more enriching and creative engagement with theories and methodologies can be achieved than qualitative social science approaches usually allow for.

„Fortschritt ist nicht immer größerer Konsens unter Wissenschaftlern, sondern immer ausgefeiltere Debatten.“ (Geertz, 1983:42)

## 1 Ethnographie – mehr als nur eine Methode

Obwohl Ethnographie in den letzten Jahren in der Human-geographie immer populärer geworden ist und der Begriff inzwischen regelmäßig im Forschungsdesign geographischer Arbeiten auftaucht, bleibt oft unklar, was genau mit einer „ethnographischen Arbeitsweise“ eigentlich gemeint ist. Ein Blick in die zahlreichen neuen Lehrbücher zu qualitativen Methoden in der Geographie zeigt, dass Ethnographie zum einen synonym für teilnehmende Beobachtung verwendet wird, zum anderen einen kreativen qualitativen Methodenmix beinhaltet. Viel entscheidender ist jedoch, dass die Hinwendung zur Ethnographie weitgehend wie ein einfacher Austausch des methodischen Repertoires erscheint, die Verwendung eines anderen Werkzeugs, während die darüber hinausgehenden erkenntnistheoretischen Implikationen einer ethnographischen Vorgehensweise oft unberücksichtigt bleiben. Was in der Regel zu kurz kommt, ist die Auseinandersetzung mit Ethnographie in ihrem Entstehungskontext: der

Ethnologie. Als Methodologie verkörpert sie dort nicht nur die Identität des gesamten Faches und prägt die Erfahrungen derjenigen, die dieses Fach betreiben, sie zeigt uns auch, welche epistemologischen Implikationen mit ihr verbunden sind, die bei der Übertragung in das Repertoire qualitativer Methoden der Sozialforschung, dessen sich die Geographie meist bedient, oft verloren zu gehen scheinen.

Dieser Artikel verfolgt das Ziel, dieses unterschiedliche Verständnis von Ethnographie herauszuarbeiten, um anhand eines Beispiels – translokaler Mobilität – zu zeigen, welchen Unterschied eine stärker ethnologisch informierte Ethnographie machen kann, vor allem hinsichtlich des Umgangs mit Konzepten und Theorien. Als Beispiel soll hier das Konzept des „Netzwerks“ dienen, das in den letzten Jahren nicht nur in der Wirtschaftsgeographie, sondern vor allem auch in geographischen Arbeiten zu Migration und Mobilität eine prominente Rolle erlangt hat und in diesem Themenfeld viele empirische Studien theoretisch anleitet. In einem ersten Schritt wird daher aufgezeigt, wie der Netzwerkbegriff in Studien zu translokaler Mobilität verwendet wird, d.h. in welcher Weise er den Blick der Forscher und Forscherinnen lenkt und dadurch die Ergebnisse in spezifischer Form beeinflusst. Im Gegensatz dazu werden in einem zweiten

Schritt eigene ethnographische Erfahrungen zur translokalen Mobilität einer Familie zwischen der ostafrikanischen Küste, Arabien, Iran und England dargestellt, um daran deutlich zu machen, inwieweit das theoretische Konzept des Netzwerks der empirischen Realität nicht gerecht wird. Dies soll jedoch kein Plädoyer für eine grundsätzliche Abkehr vom Netzwerkbegriff oder dessen Austausch durch ein anderes Konzept sein, sondern dafür, auch die epistemologischen Implikationen der Ethnographie zu berücksichtigen und sich somit im Sinne einer stärker geisteswissenschaftlich, hermeneutisch-interpretativen Herangehensweise konsequenter von der Empirie führen zu lassen. Denn, wie es Geertz ausgedrückt hat:

„Das wichtigste an den Ergebnissen [des Ethnographen] ist ihre komplexe Besonderheit, ihre Umständlichkeit. Es ist diese Art Material – in ausgiebiger, meist (wenn auch nicht ausschließlich) qualitativer, größtenteils teilnehmender und geradezu leidenschaftlich akribischer Feldforschung beigebracht –, das den gigantischen Begriffen, mit denen die heutige Sozialwissenschaft zu tun hat – Legitimität, Modernisierung, Integration, Konflikt, Charisma, Struktur, Bedeutung – jene Feinfühligkeit und Aktualität verleihen kann, die man braucht, wenn man nicht nur realistisch und konkret über diese Begriffe, sondern – wichtiger noch – schöpferisch und einfallsreich mit ihnen denken will.“ (Geertz, 1983:33–34)

## 2 Ethnographie als „Muse“

„Our disciplinary concerns may alter, our genres may blur, our theories may come and go, but ethnography remains ‚the anthropologist’s muse‘.“ (Comaroff und Comaroff, 2003:153)

Es wird gemeinhin Malinowski zugeschrieben, mit seinem Werk über den Kula-Tausch auf den Trobriand-Inseln das Feldforschungsparadigma in der Ethnologie wenn nicht begründet, so doch etabliert zu haben. Es ist die von ihm in seiner Einleitung zu dem 1922 erschienenen Buch dargelegte spezifische Idee der „teilnehmenden Beobachtung“ die immer noch als „Initiationsritus“ in das Fach gilt und die, wenngleich immer wieder weitergedacht und kritisch hinterfragt, in ihrem Fundament bis heute erhalten geblieben ist. Insbesondere mit dem „Brüchigwerden des struktural-funktionalistischen Konsens“ (Fuchs und Berg, 1993:18). Mitte der 60er Jahre fanden neue theoretische Einflüsse – Symboltheorien, Sprachphilosophie, poststrukturalistische Diskurstheorie sowie der Dekonstruktivismus – Einzug in die Ethnographie. Und durch Geertz erfolgte in diesem Kontext auch die explizite Einbeziehung der Hermeneutik in die Ethnographie (Geertz, 1973, dt. Übersetzung, 1983), wodurch dieser zu einer international und interdisziplinär herausra-

genden Leitfigur wurde. Kritisch hinterfragt wurde das ethnographische Vorgehen dann vor allem im Zuge der sogenannten „Krise der Repräsentation“ die durch die Veröffentlichung „Writing Culture“ (Clifford und Marcus, 1986) und die daraus resultierenden Debatten weit über die Ethnographie hinaus gewirkt hat und entscheidenden Einfluss auf die Diskussionen um Reflexivität im Forschungsprozess allgemein nahm.

An diesem ethnologischen Fundament und den daraus entstandenen Diskussionen orientiert sich die Geographie jedoch kaum. Stattdessen stützt sie sich weitgehend auf Darstellungen von Ethnographie bzw. teilnehmender Beobachtung als eine der Methoden qualitativer Sozialforschung, in denen Ethnographie zwar forschungspraktisch umrissen wird, der tiefere Ethos der Herangehensweise und die damit einhergehende Epistemologie, jedoch nur selten näher ausgeführt wird. Was ist es also, das uns dadurch entgeht?

Wie Geertz es ausgedrückt hat, ist Ziel der Ethnographie, „eine Lesart [...] eines Manuskripts [zu entwickeln], das fremdartig, verblasst, unvollständig, voll von Widersprüchen, fragwürdigen Verbesserungen und tendenziösen Kommentaren ist“ (Geertz, 1983:15). Dazu gehört, *sich soweit wie möglich auf dieses fremdartige „Manuskript“ einzulassen* und sich von ihm leiten zu lassen, bis man, wie es bereits bei Malinowski heißt, es soweit „durchdrungen“ hat, dass man in der Lage ist, die Welt aus Sicht der „Erforschten“ zu erleben (Malinowski, 1922:25). Es geht darum, „mit ihnen ins Gespräch zu kommen“ uns auf eine Art auszutauschen, die „viel mehr als nur Reden meint“ (Geertz, 1983:20). Es ist also nicht wesentlich das in Lehrbüchern viel diskutierte praktische Vorgehen, wie z.B. die Kontaktaufnahme, die Auswahl der Informanten, das Tagebuchschreiben oder die Transkription, sondern „die besondere geistige Anstrengung, [...], das komplizierte intellektuelle Wagnis der *dichten Beschreibung*“ (Geertz, 1983:10), das Ethnographie ausmacht. „Dichte Beschreibung“ meint dabei nicht nur die detaillierte Darstellung von Handlungen, sondern die Verbindung dieser Handlungen mit den Bedeutungen, die sich in ihnen ausdrücken (Geertz, 1983:16). Und da Handlungen immer über sich hinaus weisen, gilt es immer auch die Kontexte und Rahmen in den Blick zu nehmen, in dem die Handlungen überhaupt erst verständlich – dicht – beschreibbar werden.

Statt sich also auf einen Aspekt des Lebens zu konzentrieren, zeichnet sich Ethnographie dadurch aus, ein *ganzheitliches Interesse* zu verfolgen. Dieser Holismus impliziert dabei weder die Substantivierung der „Erforschten“ im Sinne eines einheitlichen, pauschalisierenden „native’s point of view“ noch die Analyse des Kontexts im Sinne eines strikten Determinismus, nicht die Ausblendung einer historischen Dimension, und schon gar nicht den Glauben Kultur in ihrer Ganzheit erfassen zu können. „Holismus“ meint schlicht die Anerkennung der engen Verflechtung und Verwobenheit von Handlungen und Vorstellungsstrukturen aus unterschiedlichen Bereichen des Lebens (vgl. Malinowski,

1922:11); denn erst „in den Kontext ihrer Alltäglichkeit gestellt, schwindet ihre Unverständlichkeit“ (Geertz, 1983:21).

Der Versuch, „uns in sie zu finden“ und nach Bedeutungen aus Sicht von Anderen zu suchen, gilt nicht nur als ein „entmutigendes Unterfangen“ „das – wenn überhaupt – nur annähernd gelingt“ (Geertz, 1983:20). Es stellt weit mehr als die bloße Anwendung einer Methode, eine ganzheitliche *persönliche Erfahrung* dar. Wie bereits in der Begrifflichkeit der „Teilnehmenden Beobachtung“ angelegt, besteht diese aus einer Dialektik von Teilnahme und Distanznahme (vgl. Fuchs und Berg, 1993). Die Teilnahme – bei Malinowski sowie auch bei Geertz als „das Eintauchen“ bezeichnet – gestaltet sich oft als intensive und sehr beanspruchende persönliche Erfahrung, in der es Fremdheit, Einsamkeit und Verzicht auszuhalten und zu überwinden gilt. Sobald man sich allerdings auf den Forschungskontext eingelassen und sich in ihn eingefunden hat, muss man, um bei der Metapher des Tauchens zu bleiben, immer wieder auch Luft holen; man braucht Distanz zur Reflektion der Erlebnisse und Erfahrungen, zum Hinterfragen der eigenen Interpretationen – frische Luft, um erneut – und hoffentlich noch tiefer – in das Andere einzutauchen.

Es sind nicht nur diese vier Aspekte – die sich so oder so ähnlich auch in Darstellungen der „ethnographischen Methode“ in den sozialwissenschaftlichen Lehrbüchern finden – die das ethnographische Forschen in der Ethnologie ausmachen. Es ist vielmehr die Art und Weise, wie diese sich zu einem Gesamt verbinden, die das wissenschaftliche Arbeiten und Denken inspiriert und Ethnographie schließlich zu einer „Muse“ machen, wie Jean und John Comaroff (2003) dies, verweisend auf das gleichnamige Werk von Lewis (1973), ausdrücken. Eine solche ethnographische Herangehensweise verlangt dabei auch nach einem besonderen geistigen Rahmen. Wie dieser Artikel zeigen möchte, steht dieser jedoch im Widerspruch zur „Anwendung“ von Konzepten und Theorien, da dies dazu verleitet, den konkreten Einzelfall von vornherein im Licht des allgemeinen Konzepts zu lesen, anstatt sich tatsächlich auf ihn „einzulassen“. Welche Konsequenzen dies haben kann, möchte ich nun anhand eines Einblicks in die Forschung zu translokaler Mobilität unter dem Einfluss der klassischen Netzwerkperspektive verdeutlichen.

### 3 Translokale Mobilität aus klassischer Netzwerkperspektive

Es war Simmel (1908), der in seinen Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung den Kerngedanken des Netzwerkkonzeptes formulierte. Dieses spielt bis heute eine entscheidende Rolle in der Soziologie und hat vor allem seit den 70er Jahren zu einem immer weiter ausdifferenzierten Methodenrepertoire der Netzwerkanalyse geführt (vgl. Stegbauer, 2010; Hollstein und Straus, 2006). Insbesondere infolge der wirtschaftssoziologischen Überlegungen von Polanyi (1944) und Granovetter (1973), sowie im Kontext der Globalisierungsdebatte seit den 90er Jahren, hat das Inter-

esse an Netzwerken auch über die Soziologie hinaus erheblich zugenommen, so dass der Begriff in der Wissenschaft inzwischen mehr oder weniger allgegenwärtig ist (vgl. Castells, 1996).

Auch in der Ethnologie haben die Hinwendung zu Strukturen (Lévi-Strauss, 1958; Radcliffe-Brown, 1940) und der sich daraus entwickelnde Netzwerkansatz eine lange Geschichte; seine entscheidende Prägung erhielt der Netzwerk-begriff durch die britischen Anthropologen der sogenannten „Manchester-Schule“ Mitte des 20. Jahrhunderts (vgl. Barnes, 1954; Bott, 1957). Thematisch ging es hier vor allem um die ethnographische Erforschung informeller, interpersoneller Beziehungen sowohl innerhalb eng begrenzter Gruppen, aber auch über diese hinaus. Auch in der Untersuchung von translokaler Mobilität begannen Netzwerke zusehends eine Rolle zu spielen (Barnes, 1969; Epstein, 1969; Gluckman, 1963). In Studien zu Land-Stadt-Migration in Afrika lag der Fokus dabei auf den sozialen Beziehungen der Migranten und wie sich diese durch die Migration veränderten; inwieweit z. B. familiäre und ethnisch geprägte Beziehungen in der Herkunftsregion durch neue Beziehungen in der Stadt ersetzt wurden. Dieses Interesse an den Wechselwirkungen von Mobilität und sozialen Beziehungen hat sich seitdem erheblich ausgeweitet und charakterisiert das sich in den 90er Jahren herausbildende Forschungsfeld der „transnationalen Migrationsforschung“ (Basch et al., 1994; Glick Schiller et al., 1992). Die Vorstellung, dass Migration in „Netzwerke“ eingebunden ist, hat sich dabei soweit durchgesetzt, dass das „Netzwerk“ über unterschiedliche Disziplinen hinweg zur zentralen Perspektive geworden ist, die angelegt wird, um Ursachen, Verläufe und Auswirkungen unterschiedlicher Formen von translokaler Mobilität zu untersuchen. Diese Netzwerkperspektive unterstützt jedoch nicht nur allgemein den Fokus auf Beziehungen, sondern stellt diesen – wie im Folgenden dargelegt werden wird – selbst mit her, und zwar auf eine sehr spezifische Art und Weise.

#### 3.1 Fokus auf Struktur und Funktion

Zunächst ist es ein latenter Strukturfunktionalismus, der die Entwicklung des Netzwerkkonzepts in den 50er Jahren geprägt hat und bis heute – auch in qualitativen Netzwerkansätzen – durchklingt (Emirbayer und Goodwin, 1994; Diaz-Bone, 2007; Bair, 2008). So werden Migrationsnetzwerke grundsätzlich als eine durch Beziehungen verbundene Menge von Individuen angesehen, deren Analyse sich insbesondere auf die Funktion des Netzwerkes, seine Struktur und Organisation konzentriert (vgl. Boyd, 1989; Kilduff und Tsai, 2003). In der Regel werden dabei bestimmte Arten von Beziehungen, bzw. bestimmte Funktionen des Netzwerkes ausgewählt, um seine Struktur zu bestimmen, wie z.B. die Rücküberweisungen von Migranten in ihren Herkunfts-kontext (De Haas, 2007). Die innere Struktur, sowie die Zentralität der Akteure wird schließlich aufgrund der Anzahl und Intensität von Beziehungen bestimmt, hier



Abbildung 1. Familienausflug ins Heritage Museum in Abu Dhabi (Foto: Rashid).

also anhand der Höhe und Häufigkeit der Rücküberweisungen. Hinsichtlich ihrer Funktionalität fällt dabei grundsätzlich auf, dass Netzwerke in Studien zu translokaler Mobilität meist als Erleichterung gesehen werden, die sich positiv und unterstützend auf die Mobilität auswirken, und der Mobilität Struktur und Ordnung verleihen, sie also berechenbarer machen (vgl. Chelpei-den Hamer und Mazzucato, 2010; Portes und DeWind, 2007). Inwieweit die Beziehungen auch Unordnung, Unsicherheit und Unangenehmes mit sich bringen können, wird jedoch oft außer Acht gelassen.

### 3.2 Statische Perspektive

Als Ausgangspunkt der Untersuchung dient in der Regel ein als gegeben angenommenes Netzwerk, welches das klassische *tie-and-node-image* bedient. Der Frage, wie dieses Netzwerk entstanden ist und welcher Dynamik es unterliegt, wird dabei deutlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Die Forschung selbst findet dementsprechend meist in den *nodes* statt; was dazwischen geschieht und wodurch sich die Verbindungen auszeichnen, bleibt weitgehend offen. Viele Projekte beschäftigen sich daher eher mit Gesprächen über Mobilität als mit Mobilität selbst – eine Einsicht, die in den letzten Jahren rege Diskussionen über die Notwendigkeit mobiler Methoden hervorgerufen hat (siehe z.B. Sheller und Urry, 2006). Obwohl es ein erklärtes Ziel der Netzwerkperspektive ist, das atomistische Denken mit Hilfe einer relationalen Perspektive zu überkommen (Dicken et al., 2001; Häußling, 2010), reflektiert ein Großteil der Forschung immer noch die Ansicht, dass Akteure als separate Einheiten Beziehungen zwischen einander herstellen – dass also *ties* zwischen bestehenden *nodes* entstehen. Dass Orte und Akteure durch Vernetzungen nicht nur verbunden, sondern dadurch überhaupt erst und ständig wieder geschaffen werden (vgl. u.a. Latour, 2005; Law, 2004), wird dabei kaum berücksichtigt.

### 3.3 Orientierung an Nationalstaaten

Eine weitere Tendenz von Netzwerkperspektiven hinsichtlich translokaler Mobilität ist die Ausrichtung an nationalen Einheiten. Dies wird bereits an der Benennung der räumlichen Kontexte, genauso wie der Akteure deutlich, die entweder ihrer eigenen oder der „ursprünglichen“ Nationalität ihrer Vorfahren entspricht. So wird von Mexikanern in den USA (Pries, 1996), Neuseeländern in London (Wiles, 2008), Chinesen in Kanada (Waters, 2010) oder Indern in Australien (Voigt-Graf, 2004) gesprochen. Dies zeigt darüber hinaus die klare Einteilung in einen Herkunfts- und einen Empfangskontext, meist zwei unterschiedliche Nationalstaaten, die der Forschung zu Grunde liegt (Castles, 2007:54). Und, nachdem die Idee von Migranten als entterritorialisiert und freischwebend im Sinne eines „weder hier noch dort“ an Kraft verloren hat (Guarnizo und Smith, 1998:12), wird hier oft pauschal von einer klaren (Nord-Süd) Hierarchie ausgegangen, die die Beziehung zwischen vermeintlichen Herkunfts- und aktuellem Aufenthaltsort prägt. Im Zentrum zahlreicher Studien steht dann die Betonung der „identity politics“ der Migranten und Migrantinnen zu ihrem „Heimat- und Herkunftsland“, bzw. ihre graduelle oder fehlende Integration in die Gesellschaft und Kultur des „Empfangslandes“ (Olwig, 2007:20). Die Auseinandersetzung mit der internen Dynamik und Vielschichtigkeit dieser „Netzwerke“ gerät dabei in den Hintergrund.

Wie Freitag und von Oppen (2010:5) beobachten, „most theorising about ‚global mobility‘ in the widest sense happens ‚from above‘ and often has not only a ‚western‘ and elitist bias, but also misses much of the complexity and diversity of translocal interactions and connections“. Tatsächlich scheinen viele Studien zu translokaler Mobilität, die sich am Netzwerkansatz orientieren, der oben angesprochenen deduktiven Vorgehensweise zu folgen, auch wenn sie mit qualitativen Methoden arbeiten: Bestimmte Schwerpunkte und theoretische Orientierungen, die bereits durch die Verwendung der Netzwerkperspektive vorgegeben sind, werden auf das empirische Material übertragen. Was dabei verloren geht ist, sich auf die alltäglichen Erfahrungen derjenigen einzulassen, die tatsächlich in diesen „Netzwerken“ leben.

## 4 Translokale Mobilität als gelebte Erfahrung

Aus Platzgründen kann ich hier nur einen sehr kleinen Einblick in die „informelle Logik des tatsächlichen Lebens“ (Geertz, 1983:25) geben, wie ich sie in meiner eigenen ethnographischen Arbeit zu translokaler Mobilität und Handel im Swahili Kontext erlebt habe. Insgesamt etwas mehr als 14 Monate habe ich in Swahili-Familien in Zanzibar, Dar es Salaam, Mombasa und London gelebt und einige ihrer Mitglieder auf ihren Handelsreisen z.B. ins Landesinnere Tansanias, nach Dubai und Jakarta begleitet. Schnell wurde dabei deutlich, dass der Ablauf, sowie die Bedeutung des Handels nicht ohne eine tiefere Kenntnis des sozialen, kulturellen und



Abbildung 2. Mit Ghania und Rahina unterwegs in Dubai (Foto: Julia).

historischen Kontexts zu ergründen war, und so verbrachte ich nicht nur viel Zeit mit Händlern und Händlerinnen unterwegs und in ihren Läden, sondern auch mit ihren Familienangehörigen – bei der alltäglichen Hausarbeit, beim Entspannen auf der *baraza* (eine Bank oder Veranda vor dem Haus, die vor allem in den Abendstunden als zentraler Treffpunkt für Bewohner und Bekannte aus der Nachbarschaft dient), bei Festen und Feiern, oder einfach abends vor dem Einschlafen im gemeinsamen Zimmer. Wie ich hier zeigen möchte, wurde es erst durch das Einlassen in diesen Alltag über einen längeren Zeitraum hin, durch die dadurch immer enger werdenden persönlichen Beziehungen und tiefergehenden Kenntnisse des Kontextes möglich, zur Vielschichtigkeit und Dynamik der Erfahrungen translokaler Mobilität vorzudringen, die einem aus der „Netzwerkperspektive“ so oft verborgen bleibt.

Gemeinsam mit den Geschwistern Ghania und Munir, sowie dem Händler Majid, einem Freund der Familie, war ich aus Zanzibar nach Dubai gereist, um dort eine Woche bei ihrem Onkel Rashid zu verbringen. Während Majid die Tage nutzen wollte, um gemeinsam mit Rashid neue Waren für seine Läden in Zanzibar und Dar es Salaam auszuwählen, stellte die Reise für Ghania und Munir in erster Linie einen Familienbesuch dar. Zum ersten Mal konnten sie ihre zahlreichen Verwandten in Dubai besuchen und vor allem ihre Schwester Rahina wiedersehen, die seit einigen Jahren bei ihrem Onkel Rashid in Dubai lebte.

Wie Onkel Rashid uns eines Abends erzählte, war es sein älterer Bruder Khamis, der Zanzibar knapp vier Jahre nach der so genannten *Zanzibar Revolution* als erster verlassen hat. Zahlreiche Freunde und Verwandte seien bei dem politischen Umsturz 1964 ums Leben gekommen, und die anhaltenden Verhaftungen im näheren Umfeld der Familie hätten deutlich gezeigt, dass sie sich auf der Insel nach wie vor nicht sicher fühlen konnten. Ihr Vater, dessen Vater wieder-



Abbildung 3. Ghantias Hochzeit (Foto: Munir).

um als junger Mann aus dem Oman nach Zanzibar gezogen war, um dort sein Glück als Händler zu versuchen, sei bereits einigen Verhören unterzogen worden und hätte seinen ältesten Sohn danach bei seinen Fluchtplänen unterstützt. Durch seine Tätigkeit als Lehrer sei es diesem gelungen trotz der strengen Reglementierungen eine Reiseerlaubnis nach Dar es Salaam zu bekommen. Dort sei er unbemerkt an Bord eines Schiffs gekommen, das ihn nach einer zweiwöchigen Seereise nach Dubai brachte, der ersten Anlaufstelle für viele, nachdem der omanische Sultan sich nach der Aufnahme weniger tausend Flüchtlinge weigerte, weitere Zanzibari einreisen zu lassen, selbst wenn diese, wie Khamis, omanische Vorfahren nachweisen konnten. Er selbst, seine Eltern und die restlichen acht Geschwister hätten danach allerdings noch einige Jahre warten müssen, bis Khamis sie in das Emirat nachholen konnte. Während es einem Großteil der Familie immerhin gelungen sei, nach Dar es Salaam zu ziehen, hätte er zwei Jahre als politischer Gefangener in Zanzibar in Haft verbringen müssen. Kurz nach seiner Freilassung 1972 sei er schließlich als erster seinem Bruder gefolgt. Dieser hätte sich, genauso wie der Freund ihres Vaters, bei dem Khamis nach seiner Ankunft in Dubai untergekommen sei, in den Jahren nach seiner Ankunft in der Zanzibar Association engagiert, die sich aktiv für die Rechte zanzibarischer Flüchtlinge in den Emiraten einsetzte, und verfügte daher über die nötigen Verbindungen, ihn schließlich zu sich zu holen. Erst in den 80er Jahren als die Ausreisebestimmungen in Zanzibar wieder etwas gelockert wurden, hätten weitere Geschwister und schließlich auch ihre Eltern nachkommen können.

In unterschiedlicher Form hatte ich diese Geschichte schon von anderen Verwandten gehört, zum Teil mit ausführlicheren und sehr bewegenden Passagen über die heimliche Ausreise aus Zanzibar und Überfahrten als „blinde“ Passagiere. Und bis hierhin mag die Vorstellung eines klassischen Netzwerkes auch noch tragen: Die Mobilität, ausgelöst durch ein politisches Ereignis, richtet sich nach den sozialen Beziehungen der Akteure. Das Netzwerk scheint hier eine unterstützende Funktion zu haben, die der Mobilität eine klare



**Abbildung 4.** Cousinen zu Besuch bei Rahina und Munir in Zanzibar (Foto: Munir).

Richtung gibt. Noch geht es außerdem vor allem um Zanzibari, die in die Vereinigten Arabischen Emirate einreisen – es sind also eindeutige nationale Kontexte zu benennen. Doch nicht die gesamte Familie zieht nach Dubai. Während einer der Brüder mit seiner Familie in Zanzibar bleibt, zieht ein anderer nach Dar es Salaam, ein Cousin geht nach Mombasa, einem weiteren gelingt die Einreise nach Großbritannien, eine Cousine zieht nach Bahrain. Das Netzwerk geht also schnell über die beiden genannten Kontexte hinaus und insbesondere unter Einbeziehung der nächsten Generation, der Kinder, Neffen und Nichten von Onkel Rashid, gewinnen die Verbindungen erheblich an Komplexität. Dies zeigt sich vor allem an den Erfahrungen von Rahina und Ghania, mit denen ich bei unserem Besuch in Dubai das Zimmer teile.

Nach dem Tod ihres Vaters, dem Bruder Onkel Rashids, der auf Zanzibar blieb, wurden Rahina, Ghania und ihre Brüder Munir und Hussein zur Entlastung der Mutter an Verwandte verteilt. Während nur ihre älteste Tochter Naima bei der Mutter blieb, wurde Hussein zu seinem Onkel nach England geschickt, Ghania zu einem Onkel nach Mombasa gebracht, Munir muss in Zanzibar zur Familie eines weiteren Onkels ziehen, und Rahina wird von ihrem Onkel Rashid in Dubai aufgenommen; eine Tatsache, die dazu führt, dass sich Rahina und Ghania bereits seit drei Jahren nicht mehr gesehen haben. Während meiner Forschung hatte ich bereits die Gelegenheit gehabt, die Geschwister einzeln kennen zu lernen, hatte mit Munir über mehrere Monate in der selben Familie gelebt, kannte Ghania von Besuchen bei ihrer Mutter, und hatte mich schon bei einem früheren Aufenthalt in Dubai mit Rahina angefreundet.

Wir hatten bereits eine Weile locker über gemeinsame Bekannte in Zanzibar gesprochen – wie immer steht im Mittelpunkt, wer schon geheiratet hat und wer nun wo lebt – als Ghania uns plötzlich mitteilt, dass sie sich in einen Iraner

verliebt hat, der seit einigen Monaten in Zanzibar arbeitete. Rahina, die kurz davor gewesen war einzuschlafen, sitzt sofort aufrecht in ihrem Bett und macht das Licht wieder an. Wir sehen Ghania an, dass es ihr ernst ist; etwas trotzig und schelmisch lächelnd drückt sie aus, dass sie gewillt sei, den zu erwartenden Widerstand ihrer Familie gegen diese Verbindung zu brechen. Wir hören ihr zu, als sie uns mehr über ihn berichtet, schmunzeln bei ihren Erzählungen davon, wie es ihr gelingt ihren Freund heimlich zu treffen, bleiben jedoch zurückhaltend in unserem Zuspruch. Wenn man ihre Familie kennt, wird schnell deutlich, dass seine religiöse Zugehörigkeit zu den „Shia“ (Ghania und Rahinas Familie folgt dem sunnitischen Glauben) nicht das größte Problem sein wird, wenn es darum geht die Zustimmung der Familie zu gewinnen. Als Iraner ist er in keiner Weise in ihre bestehenden (Heirats-)Verbindungen eingebunden und es wird schwer sein, etwas über seinen Ruf in Erfahrung zu bringen, und es gibt genug Beispiele von ihren Cousinen, die zeigen, dass schon ganz andere Heiratsanträge, aus wesentlich vertrauenswürdigeren Kreisen, abgelehnt wurden. Würde sie denn mit ihm in den Iran ziehen? Ghania selbst scheint die Vorstellung noch etwas unheimlich zu sein, aber darauf würde es wohl hinauslaufen, meint sie. Rahina reagiert mit einem skeptischen Blick. Auch davon wäre die Familie wohl nicht leicht zu überzeugen. Wenn sie niemanden in Zanzibar finden sollte, dann doch zumindest jemanden auf der arabischen Halbinsel – vielleicht wäre dies sogar noch besser –, aber in *Teheran*? Ghania ist sich trotz des zu erwartenden Widerstands sicher; anderen Hochzeitsplänen will sie nicht zustimmen.

Nachdem sie als junge Teenagerin mehrere Jahre bei ihrem Onkel in Mombasa leben musste, wo sie sich nie wohlfühlt hätte – ich hatte schon des Öfteren Geschichten über Ghania gehört, die sie in dieser Zeit als „schwieriges Kind“ darstellten – fand sie, dass es nun ihre Entscheidung sein sollte, wo und mit wem sie leben wollte. Damals, so sagt sie, sei ihr Widerstand erfolglos gewesen, und so hätte sie sich schließlich gefügt, um ihrer Mutter keinen weiteren Ärger zu machen. Jetzt – und daran zweifeln Rahina und ich keinen Augenblick – würde sie sich vehementer für ihre Wahl einsetzen. Noch lange spielen wir die möglichen Reaktionen einzelner Familienmitglieder durch, und Rahina und ich sind uns trotz Ghantias Entschlossenheit eigentlich sicher, dass aus dieser Beziehung nichts werden wird – wir vermuten, dass nicht einmal Ghania selbst wirklich daran glaubt.

Und doch, etwas mehr als ein Jahr nach unserem nächtlichen Gespräch in Dubai, findet in Zanzibar die Hochzeit statt. Durch ihre hartnäckige Art war es Ghania gelungen, ihre Familie von ihrer Wahl zu überzeugen. Vielleicht nur – wie eine Tante betonte – weil sie den Skandal vermeiden wollten, den es gegeben hätte, wenn sie auch ohne ihre Zustimmung geheiratet hätte, was man ihr durchaus zugezogen hätte. Vielleicht hatte man sich aber tatsächlich auch von der netten und vertrauenswürdigen Art des Bräutigams überzeugen lassen, der Ghania wirklich glücklich zu machen versprach. Entgegen aller Erwartungen lebt sie daher

inzwischen in Teheran. Und es ist diese überraschende Hochzeit Ghantias, die schließlich auch das Leben ihrer Schwester Rahina in unerwartete Bahnen lenkt.

Bereits als wir sie auf unserer Reise trafen hatte sich angekündigt, dass die Euphorie, die sie nach ihrem Umzug nach Dubai verspürt hatte, verblasst war. Zunächst, gab sie zu, sei sie begeistert gewesen, als es hieß, sie solle zu ihrem Onkel nach Dubai ziehen. Das war schließlich der Ort, aus dem die schönen *abayas* importiert wurden, die langen schwarzen Gewänder, die die Frauen auch in Zanzibar trugen, der Ort, an dem es die schönsten Stoffe gab, und in dem ein Großteil ihrer Cousinen und Cousins lebte. Doch im Vergleich zu ihnen, die alle entweder noch zur Schule gingen, studierten oder arbeiteten, fiel es ihr schwer, eine regelmäßige Beschäftigung zu finden, und sie begann, sich mehr und mehr zu langweilen. Während Ghania daher für ihre Liebe zu dem Iraner kämpfte, wartete sie darauf, was aus den Bestrebungen ihrer Familie würde, sie mit einem Cousin zweiten Grades in London zusammen zu bringen. Ein Gedanke, der für Rahina zwar aufregend, aber auch beunruhigend war. Sie freute sich daher besonders, zunächst einmal für drei Monate nach Zanzibar reisen zu können, um dort bei Ghantias Hochzeitsvorbereitungen zu helfen.

Kurz nach der Hochzeit, als mir ihr Bruder Munir einige Fotos zukommen lässt, teilt er mir im Vertrauen mit, dass Rahina sich in Zanzibar verliebt hätte und dort bleiben wolle. Ihre Familie ist entsetzt: Ein Leben in Dubai, eventuell sogar in London, für eine Zukunft in Zanzibar aufzugeben, können die meisten nicht nachvollziehen. Hart hatten ihre ausgewanderten Onkel und Tanten darum gekämpft, in Dubai endlich die gleichen Zuwendungen zu erfahren, wie andere Emirati. Der Gedanke, dass ihre Kinder dies nun wieder aufgeben würden, tut ihnen weh. Als eine Cousine Rahinas, von einem jungen Mann, den sie bei einem Studienaufenthalt in Dar es Salaam kennen gelernt hat, einen Heiratsantrag erhalten hatte, war dieser deshalb von ihren Eltern rigoros abgelehnt worden. Dasselbe versuchen sie nun auch bei Rahina, allerdings weniger erfolgreich. Sie besteht darauf, dass ihr Zanzibar genauso, wenn nicht sogar noch mehr, ein Zuhause sei und sie es nicht mehr als einen Rückschritt empfinde – wie sie es wohl noch vor etwas mehr als einem Jahr gesehen hätte – dorthin zurückzukehren. Ungefähr ein Jahr nach der Hochzeit ihrer Schwester, reist die Familie daher erneut nach Zanzibar, um dort nun Rahinas Eheschließung zu feiern.

## 5 Vom klassischen Netzwerk zum translokalen Raum?

Die Darstellung der translokalen Mobilität innerhalb dieser Familie zwischen Ostafrika, Arabien, und am Ende noch weit darüber hinaus deutet zumindest an, wie vielschichtig und verwoben translokale Prozesse sind. Als solche erschließen sie sich jedoch erst, wenn man einen ethnographischen Zugang wählt. Erst das Begleiten der Wege und Entscheidun-

gen, das Verfolgen der Beziehungen über Jahre hinweg, das „sich vom Feld selbst leiten lassen“, bringt die Situativität, oft sogar Spontaneität zum Ausdruck, die translokale Verbindungen prägen (vgl. Verne, 2012). Auf Grundlage dieser ethnographischen Erfahrungen wird nun besonders deutlich, wie viel einem durch die spezifische Fokussierung, die, wie oben dargestellt, mit der Verwendung des Netzwerkkonzepts einhergeht, entgeht.

Nicht nur Unterstützung und Stabilität, sondern auch Unsicherheit, die sich aus den Verbindungen ergibt, kennzeichnen die gelebte Erfahrung der hier vorgestellten jungen Frauen. In beiden Fällen entwickeln die Verbindungen Eigendynamiken, die dazu führen, dass man von ihnen nicht nur profitiert, sondern ihnen in gewisser Weise auch ausgeliefert ist. Durch zum Teil überraschende Ereignisse wird das „Netzwerk“ außerdem ständig transzendiert – neue Orte und Personen spielen plötzlich entscheidende Rollen, während bestehende Verbindungen ignoriert werden. Hinsichtlich des nationalen Fokus gängiger Netzwerkkonzepte wird deutlich, dass die klassische Netzwerkperspektive diese Familie in ihrer Gesamtheit gar nicht erfasst hätte. Einzelne Mitglieder der Familie wären zu Omanis in Tanzania, Tanzaniam in Dubai, Kenianern in Iran oder Emirati in London gemacht und dann insbesondere auf ihre nationalen Bezüge hin untersucht worden. Wie ich jedoch zu verdeutlichen versucht habe, ist hier nicht die gemeinsame Nationalität entscheidend, sondern die Tatsache, in dieselben translokalen Verbindungen eingebunden zu sein. Diese zentrale Bedeutung des translokalen Zusammenhangs ist es auch, die eine herkömmliche Trennung in Herkunfts- und Empfangskontext unmöglich macht. Für die ältere Generation wie Onkel Rashid und seine Geschwister ist Dubai ein Zuhause, in das man zurückgekehrt ist (was durch ständige Verweise auf die eigenen „arabischen Wurzeln“ auch betont wird). Gleichzeitig bleibt Zanzibar das Zuhause, das man gezwungenermaßen verlassen hat, aber immer wieder gerne besucht. Fast das halbe Jahr verbringen einige der Brüder in Zanzibar und Dar es Salaam, kümmern sich dort um Familienbesitz, investieren oder betreiben Handel. Auch die Frauen und Kinder halten durch regelmäßige Verwandtschaftsbesuche engen Kontakt zu mehreren Orten, oft ebenfalls eng verbunden mit kleineren Handelstätigkeiten. Zwischen Herkunfts- und Empfangskontext ist hier kaum zu unterscheiden; die unterschiedlichen Orte sind oft beides zu gleicher Zeit. Und in gewisser Hinsicht erscheinen die Orte sogar austauschbar. So sind sich z.B. ein Abendessen in Zanzibar und Dubai sehr ähnlich: Es gibt das gleiche Gericht, die Kleidung der anwesenden Personen ist dieselbe, es hängen die gleichen Bilder an der Wand und es werden vergleichbare Gespräche geführt. Genauso fällt es auf den ersten Blick oft schwer, eine Hochzeit in Mombasa von einer in London zu unterscheiden, ein Fest zum Geburtstag des Propheten Mohamed in Zanzibar von einem in Dubai. Das heißt allerdings nicht, dass es keinen Unterschied machen würde, wo man sich gerade aufhält. Jedoch ist diese Unterschiedlichkeit nicht so klar organisiert,

wie oft aus strukturorientierten Netzwerkperspektiven angenommen. Die Wahl für oder gegen einen möglichen Wohnort lässt sich nicht auf politische oder ökonomische Faktoren reduzieren. Stattdessen zeigen die Biographien von Ghania und Rahina, wie bestimmte Orte mit der Zeit an Bedeutung gewinnen und verlieren. Mit zunehmendem Alter, in Abhängigkeit von Ausbildungsstand, Erwartungen, und Erfahrungen verändern sich die Vorlieben individuell. Hierarchien zwischen verschiedenen Orten sind also keineswegs festgeschrieben, sondern Gegenstand eines kontinuierlichen, sich ständig ändernden Aushandlungsprozesses. Gerade die Entscheidungen, wen man heiraten und wo jemand nach der Hochzeit leben möchte zeigen, dass jedem Ort aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedliche Vor- und Nachteile zugeschrieben werden, und dass es dynamische und oft sehr kleinräumige Differenzierungen sind, die entscheidend zur Gestaltung translokaler Mobilität beitragen.

Daher erscheint es auch unangemessen, die Untersuchung translokaler Mobilität durch das Einnehmen einer klassischen Netzwerkperspektive auf eine bestimmte Funktion der Verbindungen, wie z.B. finanziellen Austausch, zu reduzieren. Erst die ganzheitliche Erfahrung des alltäglichen Lebens, der damit verbundenen Dynamiken und Vielschichtigkeit mobiler Praxis – enge Verwobenheit, regelmäßige Trennungen, das Gefühl von Zusammengehörigkeit und Nähe gepaart mit der gleichzeitigen Allgegenwart von Distanz – kann dem näher kommen, was es tatsächlich bedeutet, translokale Mobilität zu (er)leben.

Geht man von der empirischen Erfahrung aus, scheint sich das „Netzwerk“ also an der Sache selbst nicht zu bewähren. Stattdessen verlangt die Ethnographie nach einem räumlichen Image, das topologisch komplexer und weniger eindeutig ist (vgl. Law, 2004; Latour, 2005). Die Verbindungen, die durch Prozesse translokaler Mobilität ständig neu entstehen oder jedenfalls entstehen können, wirken eher wie ein diffuser Raum als ein strukturiertes Netz – eine Erkenntnis, die z.B. die Metaphorik des Rhizoms (Deleuze und Guattari, 1976) oder der Begriff des *meshwork* (Ingold, 2006) versucht widerzuspiegeln. Doch selbst wenn diese Ansätze bestimmte Aspekte besser zu berücksichtigen scheinen als das klassische Netzwerkkonzept, kann es einer ethnologisch informierten, hermeneutisch-interpretativen Ethnographie nicht darum gehen, nur die Begrifflichkeiten auszutauschen. Denn dies würde nicht grundsätzlich das Verhältnis von Theorie und Empirie verändern, sondern nur dazu führen, die Annahmen eines anderen, wenngleich möglicherweise adäquateren Konzeptes auf die Empirie anzuwenden. Der eingangs kritisierten deduktiven Vorgehensweise bliebe ein solches Vorgehen damit verhaftet.

## 6 Theorie aus Sicht der Ethnographie

Dies führt uns zu dem wohl entscheidendsten Charakteristikum ethnologisch informierter Ethnographie, das in den

bisher dargestellten Aspekten bereits angelegt ist: Theoretische Überlegungen und Konzepte werden nicht als Werkzeuge angesehen, mit denen sich bestimmte Phänomene verstehen lassen, sondern als „Beirung“ (Gadamer, 1960:252), die durch den Blick auf die Sachen selbst revidiert und weiter gedacht werden können. Damit einher geht ein Verzicht auf eindeutige theoretische Positionen, von denen ausgehend Forschungen konzipiert und durchgeführt werden können. Und das ist es wohl, was zumindest in einigen Bereichen der Geographie den stärksten Widerstand erfährt.

Gerade im Zuge der Flucht aus der oft angeprangernten „Theorielosigkeit“ der Geographie, die in weiten Teilen zu einer stärker sozialtheoretisch orientierten Human-geographie geführt hat, steht die skizzierte Grundidee einer hermeneutisch-interpretativen Ethnographie in deutlichem Gegensatz zu den zurzeit dominanten sozialwissenschaftlichen Positionen. Diese zeichnen sich in der Regel dadurch aus, dass bestimmte Theorien und Konzepte als Hilfsmittel angesehen werden, die empirische Forschung und Analyseprozess „leiten“ sollen; eine Idee, die sich vor allem in dem zurzeit vielgebrauchten Ausdruck „theoriegeleitete Forschung“ widerspiegelt – man „arbeitet mit“ Foucault, Bourdieu, Luhmann etc. Theorien und Konzepte dienen dabei in gewisser Weise als Schablonen, die den Blick über diese hinaus oder an ihnen vorbei wenn nicht unmöglich, dann doch zumindest sehr viel schwerer machen.

„Such a theory, by its clarity and weight, tends to drive rival and complementary interpretations and explanatory sketches out of mind, with the result that the object of study – a human experience, which is almost always ambiguous and complex – turns into something schematic and etiolated. Indeed, in social science, a theory can be so highly structured that it seems to exist in its own right, to be almost ‚solid‘, and thus able to cast (paradoxically) a shadow over the phenomena it is intended to illuminate.“ (Tuan, 1991:686)

Dem steht ein Theorieverständnis von Ethnographie gegenüber, das zwar in gewisser Weise bereits bei Malinowski durchklingt (Malinowski, 1922:9, 13), das aber vor allem mit der bedeutungstheoretischen Wende der Ethnographie explizit wurde, entscheidend vorangetrieben durch die Werke von Geertz, sowie die Rezeption der Philosophien von Ricoeur und Gadamer (vgl. Fuchs und Berg, 1993:18, 45). Dieses Theorieverständnis gründet wesentlich auf einer Ontologie des Verstehensprozesses.

Gadamer bezieht sich in seinem berühmten Aufsatz „Vom Zirkel des Verstehens“ (Gadamer, 1959) vor allem auf Heidegger, wenn es darum geht, das interpretative Vorgehen als Grundlage des Verstehens zu begründen. Die zentrale oder, wie es Heidegger ausdrückt, die „erste, ständige und letzte Aufgabe“ der Interpretation sei, „sich jeweils Vorhabe, Vorsicht und Vorgriff nicht durch Einfälle und Volksbegriffe vorgeben zu lassen, sondern in deren Ausarbeitung aus den

Sachen selbst her das wissenschaftliche Thema zu sichern“ (Heidegger, 1927:153, vgl. Gadamer, 1960:251). Nur indem sich die Auslegung gegen die „Willkür von Einfällen“ und die „Beschränktheit unmerklicher Denkgewohnheiten“ wehre (Gadamer, 1960:251) und dadurch die sich aus diesem unvermeidbaren Vorverständnis ergebenden Interpretationsentwürfe immer wieder hinterfrage und revidiere, könne ein bestimmtes Phänomen verstanden werden. „Wer zu verstehen sucht, ist der Beirung durch Vor-Meinungen ausgesetzt, die sich nicht an den Sachen selbst bewähren.“ (Gadamer, 1960:252)

Dementsprechend sieht eine interpretativ-hermeneutische Ethnographie Vorkenntnisse, also auch Theorien und Konzepte, immer als mögliche „Beirung“, die es grundsätzlich kritisch zu hinterfragen gilt. Dies impliziert jedoch keinesfalls einen naiven Empirismus. Ziel ist es vielmehr, von der Empirie ausgehend mit der Theorie zu spielen, das eigene Instrumentarium kritisch zu hinterfragen und dadurch die theoretische Reflexion immer nuancierter zu gestalten. Zentral ist dabei die Frage, welche Einblicke durch bestimmte theoretische Zugänge ermöglicht bzw. durch sie verstellt werden.

## 7 Mittendrin statt von oben herab: Ethnographie als interpretative Methodologie in der Humangeographie

„Das Ziel der Hermeneutik war und bleibt, spezifische kulturelle Lebensäußerungen als geschichtlich Einmaliges und Besonderes davor zu retten, im Szientismus jeglicher Provenienz als Fälle gesetzmäßigen Verhaltens subsumiert zu werden.“ (Koppe, 1979, zitiert nach Pohl, 1986:135)

Was heißt all dies nun für das Potenzial ethnographischer Zugänge in der Geographie? Nicht nur die geringe Anzahl ethnographischer Arbeiten, die auch in diesem Heft immer wieder hervorgehoben wird, sondern auch die Art und Weise wie Ethnographie in der Geographie vorgestellt und diskutiert wird, zeigt an, dass es bei Weitem noch nicht ausgeschöpft ist. Ziel dieses Artikels war es, den Unterschied darzustellen, den eine interpretativ-hermeneutische Ethnographie, die sich des ethnologischen Herkunftskontextes bewusst bleibt, gegenüber denjenigen Varianten macht, die in der Mehrheit der geographischen, sozialwissenschaftlich beeinflussten Methodenlehren aufgeführt werden.

Geertz betont, dass es in Ethnographien vor allem darum geht, Phänomene an sich zu untersuchen, statt „abstrahierte Entitäten zu einheitlichen Mustern zusammenzufügen“ (Geertz, 1983:26). Dies wird jedoch erst möglich, wenn wir versuchen, uns auf diese Phänomene auch einzulassen. Ob wir uns dabei, wie in der Ethnologie, mit „fremdkulturellen“ Kontexten befassen, oder ob wir in der näheren Umgebung unseres eigenen Zuhauses forschen macht dabei nur einen graduellen, aber keinen prinzipiellen Unterschied. Viel wich-

tiger ist, dass wir nicht einfach nur unsere eigenen Vorannahmen „bestätigen“, indem wir sie in die speziellen Phänomene hineinlesen, sondern geduldig und kritisch uns selbst gegenüber in unsere Felder eintauchen, und ihnen so die Möglichkeit einräumen, uns immer wieder zu überraschen, oder, wie Law es ausdrückt: „to remain attentive to the unknown knocking at the door“ (Law, 1992:380).

## Literatur

- Bair, J.: Analysing economic organisation: embedded networks and global chains compared, *Econ. Soc.*, 37, 339–364, 2008.
- Barnes, J. A.: Class and Committees in a Norwegian Island Parish, *Hum. Relat.*, 7, 39–58, 1954.
- Barnes, J. A.: Networks and Political Process, in: *Social Networks in Urban Situations: Analyses of Personal Relationships in Central African Towns*, edited by: Mitchell, C., Manchester, 51–76, 1969.
- Basch, L., Glick Schiller, N., und Szanton Blanc, C.: *Nations Unbound: transnational projects, postcolonial predicaments and de-territorialised nation-states*, Routledge, New York, 1994.
- Bott, E.: *Family and Social Network. Roles, norms and external relationships in ordinary urban families*, London, Tavistock Publishers, 1957.
- Boyd, M.: Family and personal networks in international migration: recent developments and new agendas, *Int.l Migr. Rev.*, 23, 638–670, 1989.
- Castells, M.: *The rise of the network society*, Oxford, Blackwell, 1996.
- Castles, S.: The factors that make and unmake migration policies, in: *Rethinking migration: new theoretical and empirical perspectives*, Herausgeber: Portes, A. und DeWind, J., New York, 29–61, 2007.
- Chelpei-den Hamer, M. und Mazzucato, V.: The role of Support Networks in the Initial Stages of Integration. The Case of West African Newcomers in the Netherlands, *Int. Migr.*, 48, 31–57, 2010.
- Clifford, J. und Marcus, G.: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley, University of California Press, 1986.
- Comaroff, J. und Comaroff, J.: Ethnography on an Awkward Scale: Postcolonial Anthropology and the Violence of Abstraction, *Ethnography*, 4, 147–179, 2003.
- De Haas, H.: *Remittances, Migration and Social Development. A Conceptual Review of the Literature, Social Policy and Development Programme Papers*, 34, 1–35, 2007.
- Deleuze, G. und Guattari, F.: *Rhizome*, Paris, Minuit, 1976.
- Diaz-Bone, R.: Gibt es eine qualitative Netzwerkanalyse?, *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8, 1–25, 2007.
- Dicken, P., Kelly, P., Olds, K., und Yeung, H. W.-C.: Chains and networks, territories and scales: towards a relational framework for analysing the global economy, *Global Netw.*, 1, 89–112, 2001.
- Emirbayer, M. und Goodwin, J.: Network analysis, culture, and the problem of agency, *Am. J. Sociol.*, 99, 1411–1454, 1994.
- Epstein, A. L.: *The Network and Urban Social Organization*, in: *Social Networks in Urban Situations: Analyses of Personal Relationships in Central African Towns*, Herausgeber: Mitchell, C., Manchester, 77–116, 1969.

- Freitag, U. und von Oppen, A.: "Translocality": An Approach to Connection and Transfer in Regional Studies, in: *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Herausgeber: Freitag, U. und von Oppen, A., Leiden, 1–24, 2010.
- Fuchs, M. und Berg, E. (Hrsg.): *Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation*, in: *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt am Main, 11–108, 1993.
- Gadamer, H.-G.: *Vom Zirkel des Verstehens*, in: *Martin Heidegger zum 70. Geburtstag*, Herausgeber: Neske, G., Pfullingen, 24–34, 1959.
- Gadamer, H.-G.: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1960.
- Geertz, C.: *The Interpretation of Cultures, Selected Essays*, New York, Basic, 1973.
- Geertz, C.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt, Suhrkamp, 1983.
- Glick Schiller, N., Basch, L., und Blanc-Szanton, C.: *Towards a transnational perspective on migration. Race, class, ethnicity and nationalism reconsidered*, New York, New York Academy of Science, 1992.
- Gluckman, M.: *Anthropological Problems arising from the African Industrial Revolution*, in: *Social Change in Modern Africa*, Herausgeber: Southal, S., Oxford, 67–82, 1963.
- Granovetter, M.: *The strength of weak ties*, *Am. J. Soc.*, 78, 1360–1380, 1973.
- Guarnizo, L. und Smith, M.: *The locations of transnationalism, in: Transnationalism from below*, Herausgeber: Smith, M. und Guarnizo, L., New Brunswick, 3–31, 1998.
- Häussling, R.: *Zur Verankerung der Netzwerkforschung in einem methodologischen Relationismus*, in: *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie: ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*, Herausgeber: Stegbauer, Ch., Wiesbaden, 65–78, 2010.
- Heidegger, M.: *Sein und Zeit*, Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1927.
- Hollstein, B. und Straus, F.: *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*, Wiesbaden, VS-Verlag, 2006.
- Ingold, T.: *Rethinking the animate, re-animating thought*, *Ethnos*, 71, 9–20, 2006.
- Kilduff, M. und Tsai, W.: *Social networks and Organizations*, London, Sage, 2003.
- Latour, B.: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford, Oxford University Press, 2005.
- Law, J.: *Notes on the theory of the Actor Network. Ordering, strategy and heterogeneity*, *Syst. Practice*, 5, 379–393, 1992.
- Law, J.: *After Method*, London, Routledge, 2004.
- Lévi-Strauss, C.: *Anthropologie structurale*, Paris, Plon, 1958.
- Lewis, I.: *The Anthropologist's Muse*, Welwyn Garden City, Broadwater Press, 1973.
- Malinowski, B.: *Argonauts of the Western Pacific*, London, Routledge, 1922.
- Olwig, K. F.: *Caribbean Journeys. An Ethnography of migration and home in three family networks*, Durham, NC, Duke University Press, 2007.
- Pohl, J.: *Geographie als hermeneutische Wissenschaft. Ein Rekonstruktionsversuch*, Kallmünz/Regensburg, Michael Lassleben, 1986.
- Polanyi, K.: *The great transformation. The political and economic origins of our time*, New York, Farrar & Rinehart, 1944.
- Portes, A. und DeWind, J.: *Rethinking Migration. New Theoretical and Empirical Perspectives*, New York, Berghahn Books, 2007.
- Pries, L.: *Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-Empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA*, *Z. Soziol.*, 25, 456–472, 1996.
- Radcliffe-Brown, A.: *On Joking Relationships: Africa*, *Journal of the International African Institute*, 13, 195–210, 1940.
- Sheller, M. und Urry, J.: *The new mobilities paradigm*, *Environ. Plann. A*, 38, 207–226, 2006.
- Simmel, G.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig, Duncker & Humblot, 1908.
- Stegbauer, Ch.: *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*, Wiesbaden, VS Verlag, 2010.
- Tuan, Y.-F.: *Language and the Making of Place: A narrative-descriptive approach*, *Ann. Assoc. Am. Geogr.*, 81, 684–696, 1991.
- Verne, J.: *Living Translocality. Space, Culture and Economy in Contemporary Swahili Trade*, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2012.
- Voigt-Graf, C.: *Towards a geography of transnational spaces: Indian transnational communities in Australia*, *Global Netw.*, 4, 25–49, 2004.
- Waters, J.: *Becoming a father, missing a wife: Chinese transnational families and the male experience of lone parenting in Canada*, *Popul. Space Place*, 16, 63–74, 2010.
- Wiles, J.: *Sense of home in a transnational social space: New Zealanders in London*, *Global Netw.*, 8, 116–137, 2008.